

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Carl Bolle: Über das Verhältnis der Heimatkunde zur Geschichts- und
Altertumskunde

bereit, unsere auf provinzielle Zusammenfassung und Vereinigung gerichteten vaterländischen Bestrebungen gütigst unterstützen zu wollen; wir hoffen unsererseits, auch die dortigen Interessen, soweit ergänglich und soweit erwünscht, fördern zu helfen, und versprechen, ohne Eifersucht und ohne Scheelsucht, lediglich getragen von dem wissenschaftlichen Gedanken und beseelt von der Liebe zu unserm angestammten Fürstenthume und zu unserer teuren Heimat, allezeit gute Nachbarschaft halten und freundwillige Beziehungen pflegen zu wollen. Möge man von unserer Gesellschaft für die Heimatkunde der Provinz Brandenburg dereinst sagen, dass auch ihr stets der Wahlspruch vorgeschwebt habe:

„Hie gut Brandenburg allewege!“

Über das Verhältniß der Heimatkunde zur Geschichts- und Altertumskunde

von

Dr. Carl Bolle,

Bürger-Deputirter der Stadt Berlin.

Nach den beredten Worten des Herrn Vorredners, in dem wir den eigentlichen und unbestreitbaren Begründer unseres soeben ins Leben tretenden Vereins für Heimatkunde begrüßen, bleibt mir nur Weniges anzudeuten übrig, für welches ich mir von den geehrten Anwesenden einige Minuten der Geduld und Aufmerksamkeit erbitte.

Allerdings könnte das Objekt der mir obliegenden Betrachtung zu Erörterungen Anlass bieten, die des weitgreifenden Ausspinnens fähig sind; dasselbe läßt sich indess auch wohl hier, wo geringeres Maass an Zeit und Fähigkeit es fordert, in knapp gefasstem Umriss präzisieren.

Das Feld unserer bevorstehenden Thätigkeit erscheint als räumlich ziemlich eng begrenzt; in Wahrheit aber umfaßt es Aufgaben von einer Vielseitigkeit und Bedeutung, vor welchen das bescheidene Können des Einzelnen zurückschrecken dürfte. Was Diesem allzuschwer fällt, ermöglicht sich durch vereinte Kraft Vieler. Leichter gemacht wird wohl auch die Mühe, wenn wir jene warme Liebe zu dem Boden, der uns trägt und auf dem wir geboren sind, mit in Anschlag bringen und uns davon durchdrungen fühlen, wie unter gesteigerten Ansprüchen der Gegenwart eine gegen früherhin intensivere Erforschung eben dieses Bodens und des auf ihm sich Regenden notwendig geworden ist.

Die Mark Brandenburg, wenn auch lange schon dem Dunkel eines beliebigen Erdflecks entrückt, ist durch die glorreichen Vorgänge jüngster Vergangenheit so sehr in den Vordergrund weltgeschichtlicher Bedeutsamkeit getreten, dass auch weit ausserhalb der Sphäre ihr durch Geburt oder Wahl Angehöriger die fernsten Kreise jenseits ihrer Grenzen sich über sie unter-

richtet sehen wollen, eben weil sie gewissermaassen die potenzierte, umfangreichere Bannmeile der Hauptstadt des Deutschen Reichs darstellt.

Diesem Verlangen entspricht die Pflicht der hier Erbgesessenen, jedweder Klärung speziell heimatlicher Dinge das eingehendste Interesse entgegen zu bringen. Keine andere Provinz unseres Vaterlandes darf hinsichtlich ihrer parteilosen Selbstbespiegelung mit grösserem Recht das stolze und gebieterrische Wort aussprechen: „Noblesse oblige“.

Soweit die erste Pflicht, die uns vor Augen steht; eine zweite folgt ihr auf dem Fusse. Leben wir nicht in hastiger, drängender Zeit? Die alte Stabilität jener Denkmäler von Natur oder Kunst, die uns umgeben, ist ins Wanken geraten. Noch gestern stand ein altersgrauer Wartturm, eine granitne Stadtmauer. Heute fällt uns ein, sie einmal wieder zu besichtigen; beide sind abgerissen. Die Rieseneiche, Zeuge längst verflossener Jahrhunderte, in gleicher Lage, ist umgehauen, seltener vom Sturm entwurzelt. Der mächtige Felsblock, den einst die Urflut auf Schollen von Gletschereis aus fernem Nordland herüberwälzte, unter dem die Unterirdischen ihr Heim hatten, — Pulver hat ihn gesprengt, vielleicht der Ausbesserung einer neu zu pflasternden Wegstrecke zu Liebe. Jener Sumpf, in dem auf schwanker Moosdecke eine ganze Vegetation seltenster und schönster Moorpflanzen, den Kenner entzückend, zu finden war — er liegt ausgetrocknet vor uns. Von dem Utilitarismus der Gegenwart, von industrieller Hochflut, von der Not wachsender Bedürfnisse bedroht, schwinden mehr und mehr die Wahrzeichen und Symbole der Vergangenheit. Die Gewächse unserer Flora, die Tiere unserer Fauna sind in raschem Niedergang begriffen. Gesteigerte Aufklärung stört den Glauben an Sage und Märchen, jahrhundertlang vom Volksgeist auf der Haide, im Fischerkahn, am Heerdfeuer oder in der Spinnstube fromm und liebevoll gehegt. Selbst was vorgestern erst gebaut ward, reisst das Gestern oder Heute schon wieder ein. Selbst die jüngsten Söhne der Gegenwart haben oft Mühe, den Ort, wo ihre Wiege stand, wiederzuerkennen.

In der Welt der Ideen der gleiche, wenn vielleicht nicht ein noch grösserer Umschwung wie in derjenigen konkreter Wirklichkeit.

Gilt es da nicht zu retten, was noch zu retten ist, damit nicht die Zukunft, um tausend teure Erinnerungen ärmer gemacht, unsere Generation vor dem Richterstuhl der Geschichte verklage? Schwerlich wird mir widersprochen werden, wenn ich es ausspreche: Es klingt uns im Ohr, wie der Glockenschlag der elften Stunde!

So lassen wir denn unsere Gesellschaft für Heimatkunde eine Insel der Zuflucht sein, an deren gastlichen Strand wir unsere Tephorim, die alten Hausgötter von Mark Brandenburg bergen, auf dass ihnen von den Zeitgenossen noch ihr gegen sonst geringer Zoll an Verehrung werde und damit die Nachwelt wisse, wie einstmals auf dieser Scholle des Vaterlandes das Menschengetriebe in nicht ganz unwürdiger Weise sich gestaltet habe.

Heimatliebe ist der Eckstein, auf dem Heimatkunde sich aufbauen soll.

Wenn Letztere, als noch zu vervollkommendere Erscheinung, für die Zukunft geplant wird, an der Ersteren hat es bei uns, Gottlob, niemals gefehlt. Das bekunden unter uns Geschichte und Litteratur, das hat unsere Museen gefüllt, unsere Heimstätten verschönert, unsere Fluren fruchtbarer

gemacht. Wenn der Geringste unter uns sich freudig als Märker fühlt, so ist es wohl dies auch, welches macht, dass auf der Welthöhe von Glanz und Grösse Deutschlands Kaiser, im engeren Kreise seiner Getreuen, sich gern noch den Markgrafen nennen will.

Jeder Schritt, unserem oft geschmähten Sande eingeprägt, hat Bereicherung an Wissen von der Heimat bringen dürfen. Zwischen Berghaus und Fontane liegt es wie ein Abgrund des Stils und der Geschmacksrichtung; der Lokalpatriotismus füllt ihn aus. Die Vorteile, welche Geschichte und Altertumskunde aus ihm schöpfen, sind von solcher Tragweite, dass stundenlang von ihnen zu sprechen wäre, ohne sie zu erschöpfen.

Einige wenige Beispiele hiervon werden genügen.

Ein junger Offizier, durch ruhmvolle Wunden in seiner Laufbahn gehemmt, birgt seine unfreiwillige Musse jahrelang im Erlenschatten des stromdurchrauschten Spreewaldes. Was erst nur Freude am Frieden der Natur, an eigenartiger Volkssitte gewesen, das steigert sich in seiner Seele zur sammelfreudigen Arbeitslust. Sein Auge weiss zu sehen, sein feines Ohr versteht zu erlauschen, was unbemerkt oder stumm für Andere geblieben war, und das Ergebnis von dem Allen ist in kurzer Frist jenes bezaubernde Buch Willibalds von Schulenburg „Wendische Volkssagen und Gebräuche“, das in liebenswürdigster Kleinmalerei der Wehmut über ein erlöschendes Volkstum Ausdruck leiht und dem Freund des Altertümlichen eine Dämonologie aufschliesst, so phantasie reich, so frisch und farbig, als sei ihre Sonne nicht untergegangen und ihr Abendrot sogar im Verglimmen.

Ein Rechtskundiger, ein Politiker hervorragenden Ranges, Parrisius, durchstößt in Staub begrabene Aktenbündel im Archiv eines altmärkischen Städtchens, das sich kaum noch daran erinnert, einmal kaiserliches Hoflager gewesen zu sein. Es entsteigt ihnen die gequälte Gestalt Grete Minde's. Aus einer Brandstifterin wird sie zur unschuldig Gerichteten und es verstummt nach Jahrhunderten der entsetzliche, die Kanzel nicht ehrende, aber dennoch alljährlich von ihr herab wiederholte Fluch, an jenen anderen erinnernd, der unter finsterem Himmel noch heut in den Kirchen des rechtgläubigen Russlands gegen Gregor Otrepiew, den angeblichen falschen Dimitri, geschleudert wird.

Oder die Gelehrtenwelt läugnet die Existenz jenes letzten Wendenkönigs, Jazko, dem doch Friedrich Wilhelm IV. an schöner Havelbucht eine Denksäule gestiftet hatte; sie erniedrigt Petrusa, seine ihm feindlich gesonnene Muhme, zum wesenlosen Schemen. Da gräbt ein Sammler im märkischen Sande und es finden sich die Münzen beider, Brakteaten, deren Metall Namenszug oder Kopf derer trägt, die man zu einem blossen pseudohistorischen Klang herabzusetzen geneigt gewesen war.

Wozu die Exempel vervielfältigen? Reden die Paar Angeführten nicht überzeugend genug von dem fördernden Einfluss der Heimatkunde der Geschichte und Altertumsforschung gegenüber?

Die Vaterlandsliebe ist eine Empfindung, vor der wir uns tief verneigen; ungerne würden wir sie an uns Nahestehenden vermissen. Eng mit ihr verschwistert, aber mit noch stärkeren Fäden an die Psyche geknüpft, lebt in der Brust eines Jeden das Heimatgefühl; jene etwas zum Glück des Gemein-

wohls Anerzogenes, dieses etwas den verborgenen Kräften der Natur gemäss dem Menschen Angeborenes. In seiner tiefen und naiven Ursprünglichkeit steht das Heimatgefühl hoch über jeder Reflexion, redet es zur Seele wie mit dem Klange orphischer Urlaute, weckt es ein Echo, das dem goldenen Zeitalter zu entstammen scheint. Es ist kein ausschliessliches Eigentum des Menschengeschlechts. Dieses teilt es mit seinen Mitgeschöpfen. Was anders beseelt denn den Wandervogel, der heimgekehrt aus wärmerer Zone sein Nest im Hollunderbusch, unter dem Dachgiebel, auf der Sanddüne des weniger reizvollen Nordens doch alljährlich wieder aufsucht?

Bauen wir denn diesem Gefühl einen Herd, auf dem es, veredelt durch jedweden Aufschwung der Bildung und moralischen Verfeinerung, nicht nur als wärmende, nein auch als leuchtende Flamme brennen möge. Nicht die Materialien zur Kenntnis unseres Landes sind es, die uns mangeln werden. Im Gegenteil, unsere schreiblustige Zeit hat solche vermöge ihrer Tintenströme in schwer zu bewältigendem Maasse angehäuft. Des litterarisch Vorhandenen Prüfung und geschmackvolle Anordnung, seine Sichtung und rationelle Verwertung, das auch ist für uns etwas Anzustrebendes.

Die Verkehrsmittel der Gegenwart erleichtern den Besuch selbst entfernterer und früher schwer zugänglicher Orte unseres Gebiets. Möge hiervon reichlicher und für die Heimatkunde erspriesslicher Gebrauch gemacht werden. Es bleiben noch viele Denkmäler der Geschichte, viele Überbleibsel aus dem Reiche einer einst gewaltigeren Natur zu registrieren und zu schildern. Ein Jeder von uns thue dies nach dem ihm von seiner Geistesrichtung zuerkannten Maassstabe. Es bleibt auch übrig, die Stimme laut zu erheben gegen allzuoft sich geltend machenden Vandalismus im Zerstören. Ich will nur daran erinnern, wie in Schlesien zwei Menschenalter hindurch kein merkwürdiger Baum geschlagen worden ist, ohne dass vorher über das pro und contra des Falles die gewichtige Stimme von Professor Göppert, oft schirmend und erhaltend, gehört worden wäre. Solche Autorität ist beneidenswert. Suchen wir sie zu verdienen, nicht nur Bäumen, nein, in viel höherem Grade noch Bauwerken, Burgwällen, Hünengräbern, Steinlagerungen gegenüber.

Bald wird sich zeigen, ob die Hand des neugegründeten Vereins stark genug sein wird, sich segensreich über unser Brandenburg auszustrecken. Jenachdem dies mehr oder weniger der Fall sein wird, werden wir den Dank unserer Mitbürger verdienen und uns der Zustimmung unseres eigenen besseren Selbst teilhaftig fühlen.

Nicht Allen geht es so gut wie uns. Nicht jeder Mensch, nicht jeder Volksstamm hat zur Stunde eine sichere Heimat, um die Spanne Zeit seines Erdenwallens in Ruhe zu durchmessen, sein Haupt dermaleinst da, wo die Asche der Väter ruht, gleichfalls zum ewigen Schlummer niederzulegen. Voller Betrübniß sehen wir jenseit unserer östlichen Grenzen grosse Menschenmengen von ihren Heimstätten ins Elend getrieben, weil Blutmischung, Muttersprache oder religiöses Dogma sie in Gegensatz gegen angebliche Staatsraison stellen sollen. Schenken wir, grade von unserem Standpunkt aus, diesen Friedlosen ein verdoppeltes Mitleid, erfüllt von dem Wunsche, es möge ihnen auf fremder, aber freier Erde jenseits der grossen Wasser eine neue und

glücklichere Heimat zu gründen beschieden sein, von der kein Stirnrunzeln eines Gewaltigen sie fürder vertreiben darf.

Uns aber, die wir eine schöne und, wie wir hoffen, sichere Heimat unser eigen nennen und sie erkunden wollen, liegt es ob, diese mit warmer Zuneigung zu umfassen und uns durch treues Festhalten an ihren Institutionen ihrer wert zu zeigen. Erinnern wir uns daran, wie Brandenburg, Dank der Hochherzigkeit unseres Fürstenhauses, jahrhundertlang ein Asyl bedrängter Menschheit, eine Herberge der Gerechtigkeit gewesen ist. Dieser Ruhm, den unser Land genießt, ist wahrhaftig keiner der geringsten im Strahlenkranze seiner Vorzüge.

So lassen wir denn von nun an unser Forscherauge schützend und erhaltend, sammelnd und aufklärend auf dem Gesamtareal unseres Heimatlandes ruhen. Wir werden reiche Frucht davon ernten.

Mit einem Wunsche sei geschlossen. Möchte doch bei jedem Gange an Spree oder Havel, an Elbe und Oder, ein befriedigenderes Bild sich vor dem Blicke des Wanderers entrollen, ein höherer Grad von Menschenglück, ein bewussteres Aufstreben zu den Höhen echter und wahrer Humanität ihm entgegenwinken. Wir sind, wiederholt sei es, kein abgelegener Erdwinkel dieser oder jener Art. Die Gesamtheit der gesitteten Welt heftet ihr Auge auf den Umkreis eines so gewaltigen Civilisationscentrums, wie Berlin ein solches ist. Zeigen wir denselben dieser Welt in so erschöpfender, in so anmutender Weise, dass Teilnahme, wo sie besteht, erhöht, Antipathie, wo sie vorhanden, entwaffnet werde. Uns ist eine schöne Aufgabe gestellt. Es gilt, einen Standpunkt zu schaffen, von dem aus unsere Mark als eine der geweihten Stätten der Menschheit in kaum minder sympathischem Lichte erscheine, wie dies von altersher bis auf den heutigen Tag von den grossen Namen Attika und Latium gerühmt worden ist.

Wilhelm Weber †.

Am 19. April 1892 verstarb in Berlin nach kurzem Krankenlager an Darmverschlingung der Archivar unserer Gesellschaft, Herr Magistrats-Bureau-Vorsteher Wilhelm Weber. Als vieljähriger Sekretär beim Archiv und der Bibliothek der Stadt Berlin hatte er sich eine aussergewöhnliche Bücherkenntnis, eine vielseitige Belesenheit und umfassende Kenntnisse in der berlinischen und brandenburgischen Geschichte zu eigen gemacht. Diese Eigenschaften verbunden mit Geschäftsgewandtheit liessen ihn für den Posten eines Archivars der Brandenburgischen Gesellschaft besonders geeignet erscheinen, und wurde er deshalb einstimmig zu diesem Ehrenamt gewählt. In der kurzen Zeit seiner Thätigkeit hat sich der Verstorbene den Interessen der Gesellschaft, die ihm ein ehrenvolles Andenken bewahren wird, mit voller Hingebung gewidmet.
